

Meine Damen und Herren, liebe Barbara, lieber Jürgen,

das Zählen beginnt mit der Zahl Zwei. – Man könnte Einspruch erheben und meinen, es beginne mit der Zahl Eins oder sogar der Null. Doch der Schritt von der Null zur Eins führt vom Nichtsein zum Sein, zur Präsenz gewissermaßen aus dem Nichts, vom „Weg“ zum „Da“. Die Zahl Zwei aber führt zum Immer-mehr, wie umgekehrt der Schritt von eins auf null zum Verschwinden führt. Erst mit der Verdopplung und weiteren Additionen stellt sich die Frage nach dem Wieviel, erst da beginnen wir zu zählen, denn erst da haben wir es mit vergleichbaren Elementen zu tun, die eine fassliche Menge bilden. - Damit beginnt die Massenproduktion.

Wer gehört dazu, wer nicht? wäre beispielsweise eine politische Frage, die sich dann stellt. Daraus abgeleitet: Gleicht ein Ei dem anderen? Wie ähnlich müssen sich die einzelnen sein, damit man sie im Dutzend verkaufen darf? Wie weit variieren die Eigenschaften innerhalb einer Ähnlichkeit? Und umgekehrt: wann ist die Differenz groß genug, dass wir glauben, ein Element anders einordnen zu müssen, es einer anderen Gruppe, Klasse, Kaste, Art oder was auch immer zuzurechnen?

Als ich angefragt wurde, zu dieser Ausstellung die Einführungsrede zu halten, riet mir Jürgen Höritzsch, mich mit der Frage der Vervielfältigung in der Kunst zu beschäftigen. Also gut: Wann reden wir vom Duplikat, wann von einer Fälschung? Was ist ein Doppelgänger, ein Zwilling, ein Klon? Mehr oder weniger plump: Wo beginnt das Plagiat? Wo hört die Parodie auf? Was ist eine Replik? Eine Auflage? Eine Reihe? Wozu dient sie? Was vermag sie, losgelöst vom Zweck, darüber hinaus auszusagen? Wann beginnt, eine eingefahrene Masche zu nerven? – Womit wir mitten im Kunstbetrieb angekommen wären. Die Assoziationsräume öffnen sich weit, manchmal abgrundtief. Dass die Gedanken so frei sind, ist nicht immer schön.

Es gibt keine Eindeutigkeit. – Wie werden Wiederholungen empfunden? Ganz unterschiedlich. Sie können langweilig sein, aber auch als Übung den Meister machen oder als Rhythmus zur Trance

führen. Wer über Wiederholungen in der Kunst nachdenkt, gerät immer noch sofort an Walter Benjamin und seinen Aufsatz über „das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“, worin behauptet wird, die Reproduktion von Bildern zerstöre deren Aura, nähme ihnen das Einmalige und mache sie wiederholbar. – Das klingt interessant, aber stimmt es auch?

Oder ist die Ansicht überholt? Immerhin sind wir inzwischen viele Jahrzehnte im Kopieren und Einfügen, Serien- und Auflagen-Produzieren, Klonen und Vernetzen oder „Teilen“ (ohne einzubüßen) weiter. Wie bei der „wundersamen Brotvermehrung“ teilen wir beispielweise Fotos im Internet und jeder kriegt ein Ganzes, nicht nur ein Puzzleteil davon.

Machen wir einen Gedankensprung in der Zeitgeschichte: Der Dramatiker Einar Schleef ist für ein Theater der Chöre und Massenbewegungen bekannt geworden. Das hat ihm seitens gewisser Kritiker den raschen Vorwurf des Faschismus eingebracht. Der Einzelne, hieß es, gehe bei ihm in der Masse unter. Auch noch in der Feier von Uniform und Gleichschritt. Damit höre die Kunst auf. – Falsch! meinte Schleef. Der Einzelne geht nicht in der Masse unter, sondern strengt sich an, um eben gerade nicht unterzugehen. Ihn dazu herauszufordern, ist die Kunst.

Wie behauptet sich das Individuelle?

In etlichen Blättern von Jürgen Höritzsch, die Sie hier in der Ausstellung sehen, wird gestrampelt. Oder man wünscht sich, dass die Protagonisten, Mensch wie Tier, stärker strampeln würden gegen die Klemmen, in denen sie festsitzen. Die Wiederholbarkeit dieser meist misslichen Situationen, die die Reihung von Radierabzügen – gewollt oder unwillkürlich – suggeriert, vertieft den Wunsch nach mindestens einem Zucken als Zeichen des Aufbegehrens noch. Aber das Bild hält fest. Und die folgenden Duplikate machen's genauso. Nur unsere Augen können sich losreißen. Immerhin.

Für die Ausstellung haben sich Barbara Müller und Jürgen Höritzsch zusammengefunden. Auf den ersten Blick eine Addition von zwei Ungleichen.

Beide haben sich aufeinander zu bewegt. Barbara Müller, die sich in ihren Installationen immer auf die gegebenen Räume einstellt, hat sich zu der von Jürgen Höritzsch vorgenommenen Wandordnung zunächst wie zu einem Grundraster verhalten, gegen das sie dann immer ordnungswidriger anspielte. Aus der Rechtwinkligkeit heraus zur abweichenden, aber nicht ausweichenden Geste. Keine Parallele, aber die Berührung von Linie und Tangente. Da werden dann die Filzdecken nicht ausgebreitet, sondern stapeln sich zusammengerollt an der Wand. Sie verweigern die Korrespondenz von Viereck zu Viereck. Stattdessen gibt es halbwegs rechteckige Planen, schief zusammengerollt und in die Ecken geknautschtes, aufgespießtes. Geknicktes und Gefaltetes.

Jürgen Höritzsch hat den konzeptuellen Anteil seiner druckgraphischen Arbeit stärker als sonst herausgestellt, sich auch mehr auf den Themenkreis der Reproduktion konzentriert und mit der dreizeiligen, morsecode-artigen Hängung gleicher Formate eine Art Beschriftung des Raums geschaffen. Die Grafiken sind wie Informationen auf einem Lochstreifen oder dergleichen angeordnet und man könnte sich vorstellen, dass beim Durchlauf desselben aus einem Musikautomaten tatsächlich eine Tonfolge erklingt. Dagegen folgen Barbara Müllers Installationen einer ganz anderen, weniger linearen Mathematik, etwa der Mengenlehre.

Warum die Ausstellung „Tetragebirge“ heißt, hat sich mir nicht ganz erschlossen, obwohl die Anordnung der Planen im Raum entfernt an einen Pfad im Gebirge denken lässt ... Aber vielleicht kommt ja jemand von Ihnen drauf.

Die Arbeit, die Sie, meine Damen und Herren, vielleicht am ehesten an das titelgebende „Tetragebirge“ erinnert, könnte auch „Twin Peaks“ heißen oder „Doppelspitze“. - Zwei benachbarte Tetraeder aus hellen Leisten auf zwei gestapelten Plattformen geben die Rahmenbedingung vor, unter der sich zwei Mengen aus allerlei Kleinteiligkeiten

begegnen. Nachdem sich die erste Verwirrung gelegt hat, fällt die Ähnlichkeit der zwei Gruppen auf. Sie sind nicht nur gleichermaßen vielfältig, die Elemente, aus denen sie bestehen, scheinen auch genau dieselben zu sein. Ja, vielleicht – man müsste das genauer überprüfen – sind es vom Inhalt her identische Mengen. Es gibt allerdings Abweichungen. Barbara Müller hat nicht nur Teile für ihre Installation gesammelt, die ohnehin doppelt vorrätig waren, manche Dinge sind nachproduziert, nachgekauft oder durch ähnliche Objekte ersetzt in der Hoffnung, dass es erst mal niemand merkt.

Weil wir als Betrachter nicht erkennen können, welche der beiden Mengen das Original und welche das Lookalike – also der Doppelgänger – ist, dürfen wir getrost von Zwillingen sprechen. Bei denen verbietet sich die Spekulation ja von selbst, ob etwa das Zweitgeborene eine Kopie des Erstgeborenen darstellt – oder umgekehrt. Aber auch bei Zwillingen haben wir das dringende Bedürfnis, zu vergleichen, gerade um nicht gleichzusetzen, sondern zu unterscheiden. Beispielweise: Wer ist die Kerstin und wer die Kristin? So auch hier.

Dabei wird uns auffallen, dass die signifikantesten Unterschiede nicht in den abweichenden Teilen zu finden sind, sondern in der äußeren Form der Mengen und ihrer inneren Struktur, also in den unterschiedlichen Beziehungen der Elemente zueinander. Die Mengen differieren zunächst nach Lage, Ausdehnung und Gemisch, erst dann in gewissen Einzelheiten. Die eine Menge ist weiter gestreut, die andere verkriecht sich halb zwischen den Ebenen.

Was ist das überhaupt für Krimskrams? Randständiger Überschuss. Zeug, das in keine Ordnung passt, gerne in Schubladen verschwindet oder in Kartons ganz oben im Regal, auf den Fensterbrettern oder dem Zwischenboden, kurz: bei Hempels unterm Sofa oder bei Künstlers in der Kiste, was sag ich: in ganzen Lagern voller Kisten, weil man das alles ja noch irgendwann für irgendwas gebrauchen kann, aber immer wieder gerade jetzt nicht braucht. Es fällt an im Leben und steht rum, ist schwer integrierbar, zum Wegschmeißen zu schade. Manchmal hängen Erinnerungen dran und manchmal stellt sich nur die Frage:

Was hat das hier verloren? Einen Platz, wo es hingehört, wird es nie finden. Das muss jemand liegengelassen haben.

Auf keinen Fall ist es Müll!

Denn kein Zweifel, es hat mehr mit dem wirklichen Leben zu tun, als die meisten Dinge, die man sich kauft, nachdem man lange darauf gespart hat. Dieses Extra, penetrant wie Staub, verspottet jede ökonomisch vernünftige Haushaltsführung. Es ist eine Heimsuchung des Talents - auch durch Assoziationen, die mit niemandem sonst geteilt werden können. Oder nur mit wenigen. Kafka hat ihr in der kleinen Erzählung „Die Sorgen des Hausvaters“ ein Denkmal gesetzt. Stichwort: Odradek.

Anderer Erklärungsansatz: In einem der jüngsten Lieder von Bob Dylan wird auf die „Multitudes“ verwiesen, die vielfältigen Mengen von Menschen, Tieren, Pflanzen, Landschaften und Ereignissen, Erinnerungen und Visionen, aus denen das Künstler\*innen-Ich besteht. Wechselnde Erscheinungen desselben. Auch da kommt es auf Ausbreitung und Mischung an. Identität macht einsam. Es mag ja sein, dass jeder Mensch ein Künstler sein kann, aber was teilt sich mit? Wer spricht? – nun ja. Wer hört? Wie gehen die Gemengelagen aufeinander ein?

Die Hölle des Privaten öffnet sich auch in den Radierungen von Jürgen Höritzsch. Neben Erzählungen aus den staatlichen Zurichtungsanstalten Drill, Zucht, Forschung und Lehre, Hygiene und Krieg. Es sind Albträume von Unterwerfung und kleinen Freuden im Unglück, denen die Strafandrohung an den Hacken klebt. Dabei verschränken sich die Zeiten in Jürgens Arbeit auf eigentümliche Weise. Vorlagen sind oft historische Fotos oder graphische Abbildungen, etwa ein Jahrhundert alt, die der Verramschung im Internet entrissen, bearbeitet, kombiniert, verfremdet und in eine noch ältere Technik übersetzt werden, die ihnen mit höherer Wertigkeit auch einen Zuwachs an Autorität beschert.

Damit wird künstlerisch nachvollzogen, was wir gemeinhin Erinnerungsarbeit nennen. Erfahrungen werden emblematisch formuliert und präsentiert.

Wir merken, dass hier unterschiedliche Arbeitsweisen aufeinandertreffen: eine abstrakte und eine gegenständlich-konkrete. Wobei merkwürdigerweise Jürgen Höritzsch mit medial vermittelter Gedankenkonstruktion arbeitet, während Barbara Müller auf sinnlich-fassliche Gegenstände aus ihrem Leben, ihrer persönlichen Geschichte (die Füchse!) als Material zurückgreift. Es gibt jedoch Schnittmengen, was die grundsätzliche Haltung und spezielle thematische Interessen betrifft. Nicht nur, dass Höritzsch auch bisweilen abstrakt und zeichenhaft arbeitet, etwa in dem kaleidoskopartigen Blatt mit dem vieldeutigen Titel „Unter Barschen“.

Angesichts der Disziplinier- und Korrekturanstalten, die nicht selten die Bühne für Jürgens Bilderzählungen bieten, habe ich mir als Schlusspointe aufgehoben, ein Geheimnis zu lüften. Die Decken, die Sie hier eingerollt aufgestapelt sehen, tragen die herkunftsanzeigende Aufschrift einer Heil- und Pflegeanstalt. Das wäre eine heimliche Korrespondenz. Nicht nur, wovon die Kunst spricht, sondern auch, wovon sie schweigt, ist ihre Aussage, die nicht bloß in den glatten Oberflächen glänzt, sondern oft auch in den Faltungen versteckt ist.

Ich danke Ihnen für Aufmerksamkeit und Geduld – und wünsche der Ausstellung viel Zuspruch seitens der Besucher des „Weltecho“ und der Medien. Barbara, die heute hier ihre erste Ausstellung überhaupt im heimatlichen Sachsen bestreitet, und Jürgen, den eh alle kennen, sind sicher bereit, weitergehende Fragen zu beantworten.

Hans Brinkmann, 29. August 2020